

dtv

Seit dem Tod seiner Frau lebt der alte Antonio José Bolívar allein in einer winzigen Siedlung am Amazonas. Die Einsamkeit vertreibt er sich mit dem Lesen von Liebesromanen, die ihm ein Freund aus der fernen Stadt mitbringt. Als eines Tages die schrecklich zugerichtete Leiche eines Ausländers in einem Kanu antreibt, ist Antonio der einzige, der erkennt, was geschehen ist: Nicht die Indianer haben den Mann getötet, wie alle glauben, sondern ein Ozelot, dessen Junge er umgebracht hat. Da Antonio dank seiner Freundschaft mit den Indios den Dschungel kennt wie kein anderer, wird er gezwungen, die Jagd auf das gefährliche Tier aufzunehmen. Der Kampf zwischen Mensch und Natur gipfelt in einem dramatischen Finale.

Luis Sepúlveda, 1949 in Chile geboren, mußte wegen seines politischen Engagements seine Heimat verlassen und lebte u. a. über zehn Jahre in Deutschland im Exil. Er arbeitete als Journalist und für die UNESCO, heute lebt er in Spanien. Sein Werk wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt.

Luis Sepúlveda

Der Alte, der
Liebesromane las

Roman

Aus dem chilenischen Spanisch
von Gabriela Hofmann-Ortega Lleras

Deutscher Taschenbuch Verlag

Titel der Originalausgabe:
›Un viejo que leía novelas de amor‹

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



10. Auflage 2014
2002 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1989 Luis Sepúlveda
© 2000 der deutschsprachigen Ausgabe:
Carl Hanser Verlag München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Fildebroc/France 2 Cinéma/Sociedad Kino Vision/
The Old Man CV-Odusseia Films/Magnetic Hall Pty Ltd/Graham Hobbs,
Ian Tregonning, Tavern 21 Pty Ltd
Gesetzt aus der Bembo 10/12
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12997-8

Als dieser Roman in Oviedo von den Mitgliedern der Jury gelesen wurde, die ihm wenige Tage später den Literaturpreis Tigre Juan zusprach, geschah es, daß viele Tausende von Kilometern entfernt eine Bande von Mördern, bewaffnet und bezahlt von noch größeren Verbrechern, solchen mit gutsitzenden Anzügen und gepflegten Fingernägeln, die im Namen des »Fortschritts« zu handeln vorgeben, das Leben eines der größten Kämpfer für Amazonien und einer der herausragendsten und konsequentesten Persönlichkeiten der Internationalen Ökologiebewegung schmählich auslöschten.

Dieser Roman wird nun nicht mehr in Deine Hände gelangen, Chico Mendes, geliebter Freund weniger Worte und vieler Taten, und doch kommt der Preis Tigre Juan auch Dir zu, Dir und all jenen, die Deinen Weg fortsetzen werden, unseren gemeinsamen Weg zum Schutz dieser einen, einzigen Welt.

Der Autor

Meinem fernen Freund Miguel Tzenke, Shuara-Syndikus vom Shumbi am oberen Nangaritza und großer Kämpfer für Amazonien.

In einer Nacht voll zauberhafter Erzählungen gab er so manche Einzelheit seiner unbekanntenen grünen Welt an mich weiter, was mir später an anderen Orten, weit weg vom äquatorialen Eden, helfen sollte, dieser Geschichte ihre Gestalt zu geben.

Der Autor

EINS

Der Himmel war ein aufgeblähter Eselsbauch, der bedrohlich nur wenige Handbreit über den Köpfen hing. Der laue, klebrige Wind fegte einige lose Blätter umher und rüttelte heftig an den kümmerlichen Bananenbäumen, die die Vorderseite des Bürgermeisteramtes schmückten.

Die wenigen Einwohner von El Idilio und eine Handvoll Abenteurer aus den umliegenden Gegenden waren auf dem Bootssteg zusammengekommen und warteten, bis sie an der Reihe waren, sich in den tragbaren Stuhl von Doktor Rubicundo Loachamín zu setzen, dem Zahnarzt, der die Schmerzen seiner Patienten mittels einer merkwürdigen Art mündlicher Anästhesie linderte.

»Tut's weh?« fragte er.

Die Patienten klammerten sich seitlich am Stuhl fest und antworteten, indem sie die Augen weit aufrissen und schweißgebadet dasaßen.

Manche versuchten, die unverschämten Hände des Zahnarztes aus ihrem Mund zu entfernen und ihm die passende Antwort zu geben, aber ihre Absichten prallten auf die kräftigen Arme und die autoritäre Stimme des Odontologen.

»Halt still, verdammt! Nimm die Hände weg! Ich weiß schon, daß es weh tut. Und wer ist schuld daran? Na? Ich vielleicht? Die Regierung! Bring das mal in deinen Schädel rein. Die Regierung ist schuld an deinen faulen Zähnen. Die Regierung ist schuld, daß es dir weh tut.«

Die Gepeinigten pflichteten dann bei, indem sie die Augen schlossen oder leicht mit dem Kopf nickten.

Doktor Loachamín haßte die Regierung. Jegliche Regierung. Als unehelicher Sohn eines iberischen Auswanderers hatte er von diesem einen furchtbaren Groll auf alles, was nach Autorität klang, geerbt. Aber die Gründe für diesen Haß waren ihm auf irgendeiner Saufftour in seiner Jugend abhanden gekommen, so daß sich sein anarchistisches Gerede in eine Art moralische Warze verwandelt hatte, die ihn sympathisch machte.

Er wettete gegen die amtierenden Regierungen genauso wie gegen die Gringos, die manchmal von den Erdölförderanlagen vom Coca herüberkamen, schamlose Fremde, die ohne zu fragen die offenen Mäuler seiner Patienten fotografierten.

Ganz in der Nähe verlud die kleine Besatzung der »Sucre« Stauden grüner Kochbananen und Säcke mit Kaffeebohnen.

Seitlich des Bootsstegs stapelten sich die Kisten mit Bier, »Frontera«-Schnaps und Salz und die Gasflaschen, die sie zuvor ausgeladen hatten.

Die »Sucre« würde auslaufen, sobald der Zahnarzt mit den Kieferreparaturen fertig wäre, sie würde den Nangaritza aufwärts fahren, der später in den Zamora mündete, und nach vier Tagen langsamer Fahrt würde sie den Flußhafen von El Dorado anlaufen.

Das Schiff, ein alter schwimmender Kasten, der von der Entschlossenheit seines Kapitäns und Mechanikers, der Anstrengung zweier stämmiger Männer, die die Besatzung ausmachten, und der schwindsüchtigen Willenskraft eines alten Dieselmotors angetrieben wurde, würde nicht vor Ende der Regenzeit, die sich mit dem bedeckten Himmel ankündigte, zurückkehren.

Doktor Rubicundo Loachamín besuchte El Idilio zweimal im Jahr, wie es auch der Briefträger tat, der jedoch selten Post für einen der Einwohner dabei hatte. Aus seiner abgewetzten Tasche kamen nur offizielle, an den Bürgermeister adressierte

Papiere oder die ernsten und von der Feuchtigkeit ausgebleichten Porträts der amtierenden Machthaber zum Vorschein.

Die Leute erwarteten die Ankunft des Schiffes ohne eine andere Hoffnung als die, ihre Vorräte an Salz, Gas, Bier und Schnaps wieder aufgestockt zu sehen; den Zahnarzt empfinden sie allerdings mit Erleichterung, besonders die Überlebenden der Malaria, die es satt hatten, die Überreste ihrer Zähne auszuspucken, und sich nach einem Mund ohne Splitter sehnten, um eine der Prothesen probieren zu können, die auf einer violetten, entschieden an einen Kardinal gemahnenden Tischdecke aufgereiht waren.

Während der Zahnarzt auf die Regierung schimpfte, säuberte er das Zahnfleisch von den letzten Zahnresten und ordnete sogleich eine Mundspülung mit Schnaps an.

»Also, mal sehen. Wie paßt die hier?«

»Die drückt. Ich kann den Mund nicht zumachen.«

»Scheiße! Was für empfindliche Kerle ihr doch seid. Dann probier eine andere.«

»Die sitzt zu locker. Die fällt mir raus, wenn ich niese.«

»Was mußt du dich auch erkälten, du Idiot. Mach den Mund auf.«

Und sie gehorchten ihm.

Nachdem sie verschiedene Gebisse probiert hatten, nahmen sie das bequemste und handelten den Preis aus, während der Zahnarzt die übrigen Prothesen in einen Topf mit abgekochtem Chlor tauchte, um sie zu desinfizieren.

Der tragbare Sessel von Doktor Rubicundo Loachamín war für die Uferbewohner der Flüsse Zamora, Yacuambi und Nangaritza eine Institution.

Eigentlich handelte es sich um einen alten Barbierstuhl mit weiß emailliertem Gestell. Der tragbare Stuhl, den der Kapitän und die Besatzung der »Sucre« nur mit vereinten Kräften hochheben konnten, war auf einem quadratmeter-

großen Podest festgemacht, das der Zahnarzt »die Praxis« nannte.

»In der Praxis bin ich der Chef, zum Donnerwetter. Hier wird gemacht, was ich sage. Wenn ich runterkomme, könnt ihr mich meinetwegen Zahnklempner, Quacksalber oder Kurpfuscher nennen oder was euch sonst noch so einfällt, und vielleicht trinke ich sogar einen Schnaps mit euch.«

Diejenigen, die warteten, bis sie an die Reihe kamen, machten ein überaus leidendes Gesicht, und wer schon mit den Zangen in Berührung gekommen war, sah auch nicht besser aus.

Die einzigen, die in der Nähe der Praxis lächelten, waren die Jíbaros, die auf ihren Fersen hockten und zusahen.

Die Jíbaros. Indianer, die von ihrem eigenen Stamm, den Shuara, verstoßen worden waren, da man meinte, die Gewohnheiten der »Apaches«, der Weißen, hätten sie erniedrigt und verdorben.

Die Jíbaros, in weiße Lumpen gekleidet, duldeten widerspruchslos den Spottnamen, den ihnen die spanischen Eroberer angehängt hatten.

Es bestand ein gewaltiger Unterschied zwischen einem stolzen, hochmütigen Shuara, dem Kenner der verborgenen Regionen des Amazonasgebietes, und jenen Jíbaros, die am Bootssteg von El Idilio zusammenkamen und auf einen Schluck Schnaps hofften.

Die Jíbaros grinsten und zeigten dabei ihre spitzen, mit Flußsteinen geschärften Zähne.

»Und ihr? Was zum Teufel gafft ihr so? Eines Tages fällt ihr mir auch noch in die Hände, ihr Affen«, drohte ihnen der Zahnarzt.

Als die Jíbaros sich angesprochen fühlten, antworteten sie glücklich: »Jíbaro gute Zähne haben. Jíbaro viel Fleisch von Affen essen.«

Manchmal verscheuchte ein Patient mit seinem Geheul die Vögel und schlug die Zangen mit der einen Hand fort und führte die andere zum Griff der Machete.

»Benimm dich wie ein Mann, du Schlappschwanz. Ich weiß, daß es weh tut, und ich hab dir auch gesagt, wessen Schuld das ist. Was drohst du mir also. Sitz still und zeig, daß du keine Memme bist.«

»Sie reißen mir ja die Seele raus, Doktor. Lassen Sie mich erst noch einen Schluck nehmen.«

Der Zahnarzt seufzte auf, nachdem er den letzten Leidenden behandelt hatte. Er wickelte die Prothesen, die keinen Abnehmer gefunden hatten, in die Kardinalstischdecke, und während er die Instrumente desinfizierte, sah er das Kanu eines Shuara vorbeigleiten.

Der Indianer stand am hinteren Ende des schmalen Boots und ruderte gleichmäßig. Als er in die Nähe der »Sucre« kam, tat er zwei Ruderschläge, die das Kanu neben dem Schiff zu liegen brachten.

An der Reling erschien die verdrießliche Gestalt des Kapitäns. Der Shuara erklärte ihm etwas mit Händen und Füßen und spuckte fortwährend aus.

Der Zahnarzt trocknete die letzten Instrumente ab und legte sie in ein Lederetui. Dann nahm er das Gefäß mit den gezogenen Zähnen und warf sie ins Wasser.

Der Kapitän und der Shuara kamen auf dem Weg zum Bürgermeisteramt bei ihm vorbei.

»Wir müssen warten, Doktor. Sie bringen einen toten Gringo.«

Die Neuigkeit erfreute ihn nicht gerade. Die »Sucre« war ein unbequemes Gefährt, besonders auf den Rückfahrten, wenn sie mit Kochbananen und Säcken voll halbverfaultem Spätkafee beladen war.

Wenn es vor der Zeit zu regnen begann, womit zu rechnen war, da das Schiff aufgrund verschiedener Pannen schon

mit einer Woche Verspätung fuhr, dann müßte man Ladung, Passagiere und Besatzung unter einer Plane unterbringen, die nicht genügend Platz für die Hängematten bot. Und wenn zu all dem noch ein Toter kam, würde die Reise doppelt unbequem werden.

Der Zahnarzt half mit, den tragbaren Stuhl an Bord zu bringen und ging dann zum anderen Ende des Bootsstegs. Dort wartete Antonio José Bolívar Proaño auf ihn, ein Alter mit zähem Körper, den es anscheinend nicht störte, die Namen so vieler Befreiungskämpfer zu tragen.

»Du lebst immer noch, Antonio José Bolívar?«

Bevor er antwortete, roch der Alte an seinen Achseln.

»Scheint so. Ich stinke noch nicht. Und Sie?«

»Was machen deine Zähne?«

»Hier sind sie«, antwortete der Alte und griff mit einer Hand in seine Tasche. Er schlug ein ausgebleichtes Taschentuch auseinander und zeigte ihm die Prothese.

»Und warum trägst du sie nicht, alter Trottel?«

»Gleich. Ich hab weder gegessen noch geredet. Warum sollte ich sie dann abnutzen?«

Der Alte setzte das Gebiß ein, schnalzte mit der Zunge, spuckte kräftig aus und reichte ihm die Frontera-Flasche.

»Also gut. Ich glaub, ich hab mir einen Schluck verdient.«

»Na und ob. Heute haben Sie siebenundzwanzig ganze Zähne und eine Menge Trümmer gezogen. Den Rekord haben Sie allerdings nicht gebrochen.«

»Zählst du immer noch mit?«

»Dafür sind Freunde doch da: um sich über die Leistungen des anderen zu freuen. Früher war es besser, finden Sie nicht? Als noch junge Siedler kamen. Erinnern Sie sich an diesen Montuvier, der sich alle Zähne ziehen ließ, um eine Wette zu gewinnen?«

Doktor Rubicundo Loachamín neigte den Kopf zur Seite, um die Erinnerungen zu ordnen, und gelangte so zum Bild des

nicht mehr jungen, nach montuvischem Brauch gekleideten Mannes. Ganz in Weiß, barfuß, aber mit silbernen Sporen.

Der Montuvier kam in Begleitung von ungefähr zwanzig Kerlen, die alle stark betrunken waren, zur Praxis. Es waren umherziehende Goldsucher. Man nannte sie Pilger, und es war ihnen egal, ob sie das Gold in den Flüssen oder in den Satteltaschen ihrer Mitmenschen fanden. Der Montuvier ließ sich in den Stuhl fallen und sah ihn mit blödem Gesichtsausdruck an.

»Was gibt's?«

»Ziehen Sie sie mir alle. Einen nach dem anderen, und legen Sie sie hierher auf den Tisch.«

»Mach den Mund auf.«

Der Mann gehorchte, und der Zahnarzt stellte fest, daß er außer den Ruinen der Backenzähne noch viele, teils angefaulte, teils gesunde Zähne hatte.

»Du hast noch eine gute Handvoll. Hast du überhaupt genug Geld, um dir so viele ziehen zu lassen?«

Der Mann gab seinen blödsinnigen Gesichtsausdruck auf. »Das ist nämlich so, Doktor, die Kumpel hier glauben nicht, daß ich ein ganzer Mann bin. Das ist nämlich so, ich hab ihnen gesagt, daß ich mir alle Zähne ziehen lasse, einen nach dem anderen, ohne zu jammern. Das ist nämlich so, wir haben gewettet, und Sie und ich, wir machen dann fifty-fifty mit dem Gewinn.«

»Beim zweiten, den man dir zieht, schießt du dir in die Hosen und schreist nach deiner Mama«, rief einer aus der Gruppe, und die übrigen brachen in schallendes Gelächter aus.

»Geh lieber einen trinken und überleg's dir noch mal. Für so einen Blödsinn gebe ich mich nicht her«, sagte der Zahnarzt.

»Das ist nämlich so, Doktor: wenn Sie mich meine Wette nicht gewinnen lassen, dann hacke ich Ihnen den Kopf ab mit dem, was ich hier dabeihabe.«

Die Augen des Montuviers blitzten auf, als er den Griff seiner Machete streichelte.

So also galt die Wette.

Der Mann öffnete den Mund, und der Zahnarzt zog erneut Bilanz. Es waren fünfzehn Zähne, und als er ihm das sagte, reichte der Herausforderer fünfzehn Goldkörner auf die Kardinalstischdecke der Prothesen, eines für jeden Zahn, und die Wettenden, für oder gegen ihn, deckten die Wetten mit weiteren Goldkörnern. Ab dem fünften wuchs die Anzahl beträchtlich.

Der Montuvier ließ sich die ersten sieben Zähne ziehen, ohne mit der Wimper zu zucken. Man hörte nicht einmal eine Fliege summen. Als der achte gezogen wurde, trat eine Blutung ein, die ihm innerhalb von Sekunden den Mund füllte. Der Mann brachte kein Wort heraus, gab aber das Zeichen für eine Pause.

Er spuckte mehrmals aus, so daß sich das Podest mit Blutklumpen bedeckte. Dann nahm er einen kräftigen Schluck, worauf er sich vor Schmerz auf dem Stuhl wand, gab aber keinen Laut von sich. Als er noch einmal ausgespuckt hatte, gab er das Zeichen zum Weitermachen.

Nach dem Schlachtfest, zahnlos und mit einem bis zu den Ohren geschwellenen Gesicht, zeigte der Montuvier einen grauenvollen Ausdruck des Triumphs, als er den Gewinn mit dem Zahnarzt teilte.

»Ja. Das waren noch Zeiten«, murmelte der Doktor Loachamín und nahm einen tüchtigen Schluck.

Der Zuckerrohrschnaps brannte ihm in der Kehle, und er gab die Flasche mit einer Grimasse zurück.

»Schneiden Sie nicht so ein Gesicht, Doktor. Das Zeug hier bringt die Würmer in den Gedärmen um«, sagte Antonio José Bolívar, kam aber nicht dazu, weiterzusprechen.

Zwei Kanus näherten sich. In einem von ihnen war der ruhende Kopf eines blonden Mannes zu erkennen.

ZWEI

Der Bürgermeister, einziger Staatsbeamter, höchste Autorität und Stellvertreter einer zu fernen Macht, um Furcht einzuflößen, war ein übergewichtiges Subjekt, das ununterbrochen schwitzte.

Die Dorfbewohner sagten, seine Schwitzerei habe angefangen, kaum daß er von der »Sucre« an Land gegangen war, und seitdem hätte er nicht aufgehört, Taschentücher auszuwringen, was ihm den Spitznamen Schleimschnecke eingebracht hatte.

Man munkelte auch, daß er, bevor er nach El Idilio kam, ein Amt in einer großen Stadt in den Bergen innegehabt hatte und daß man ihn wegen Veruntreuung in diesen gottverlassenen Winkel strafversetzt hatte.

Er schwitzte, und seine zweite Beschäftigung bestand darin, den Biervorrat zu verwalten. Er saß in seinem Amtszimmer und trank die Flaschen bedächtig aus, in kleinen Schlucken, denn er wußte, daß die Wirklichkeit noch entmutigender aussehen würde, sobald der Vorrat aufgebraucht war.

Wenn das Glück auf seiner Seite war, konnte es vorkommen, daß er durch den Besuch eines gut mit Whisky eingedeckten Gringos für die Trockenzeit entschädigt wurde. Der Bürgermeister trank nie Schnaps wie die übrigen Dorfbewohner. Er behauptete, daß er vom Frontera Alpträume bekäme, und lebte in ständiger Angst vor dem Gespenst des Wahnsinns.

Seit unbestimmter Zeit lebte er mit einer Indianerin zusammen, die er beschuldigte, ihn verhext zu haben, und die

er brutal schlug; und alle warteten darauf, daß die Frau ihn umbrachte. Man schloß sogar Wetten darauf ab.

Seit seiner Ankunft vor sieben Jahren hatte er sich den Haß aller zugezogen.

Er war mit der fixen Idee angekommen, unsinnige Steuern einzutreiben. Er hegte die Absicht, in einem unregierbaren Gebiet Angel- und Jagdscheine zu verkaufen. Von den Holzsammlern, die in einem Urwald, der älter war als alle Staaten, feuchtes Holz sammelten, wollte er für den Nießbrauch kassieren, und in einem Anfall staatsbürgerlichen Dienstefers ließ er eine Schilfhütte bauen, um darin die Betrunkenen einzusperren, die sich weigerten, ihre Strafen wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses zu begleichen.

Seine Gegenwart rief verächtliche Blicke hervor, und sein Schweiß düngte den Haß der Dorfbewohner.

Der vorhergehende Würdenträger hingegen war ein beliebter Mann gewesen. Leben und leben lassen war sein Motto. Ihm hatten sie die Besuche des Schiffes, der Post und des Zahnarztes zu verdanken, aber er blieb nicht lange im Amt.

Eines Nachmittags war er mit einigen Goldsuchern in Streit geraten, und zwei Tage später fand man ihn, den Kopf von Macheteschlägen gespalten und von den Ameisen schon halb aufgeessen.

El Idilio blieb ein paar Jahre ohne eine Amtsperson, die die ecuadorianische Landeshoheit dieses grenzenlosen Urwalds gehütet hätte, bis die Zentralgewalt schließlich den Gestraften schickte.

Jeden Montag – er war besessen von den Montagen – sah man ihn an einem Pfosten des Bootsstegs die Fahne hissen, bis eines Tages ein Unwetter den Fetzen mit sich in den Urwald riß und mit ihm das Wissen um die Montage, die niemanden kümmerten.

Der Bürgermeister traf am Landungssteg ein. Er wischte

sich mit einem Taschentuch Gesicht und Hals ab. Dann drückte er es aus und befahl, die Leiche an Land zu bringen.

Es handelte sich um einen jungen Mann, nicht älter als vierzig, blond und von kräftigem Körperbau.

»Wo habt ihr ihn gefunden?«

Die Shuara sahen einander an und zögerten mit der Antwort.

»Verstehen diese Wilden kein Spanisch?« knurrte der Bürgermeister.

Einer der Indianer beschloß zu antworten.

»Flußaufwärts. Zwei Tage von hier.«

»Laßt mich die Wunde sehen«, befahl der Bürgermeister.

Der zweite Indianer bewegte den Kopf des Toten. Die Insekten hatten sein rechtes Auge aufgefressen, das linke glänzte noch blau. Der Körper wies eine Rißwunde auf, die am Kinn begann und bis zur rechten Schulter reichte. Aus der Wunde schauten Arterienstücke und einige weißliche Maden heraus.

»Ihr habt ihn umgebracht.«

Die Shuara wichen zurück.

»Nein. Shuara nicht töten.«

»Lügt nicht. Ihr habt ihn mit einem Macheteschlag erledigt. Das sieht man doch.«

Der schwitzende Dicke zog seinen Revolver und richtete ihn auf die überraschten Indianer.

»Nein. Shuara nicht töten«, wagte der, der zuvor gesprochen hatte, zu wiederholen. Der Bürgermeister brachte ihn durch einen Schlag mit dem Revolvergriff zum Schweigen.

Ein dünner Blutfaden rann über die Stirn des Shuara.

»Mich könnt ihr nicht für dumm verkaufen. Ihr habt ihn umgebracht. Los, vorwärts. Im Bürgermeisteramt werdet ihr mir den Grund verraten. Bewegt euch, ihr Wilden. Und Sie Kapitän, Sie richten sich darauf ein, zwei Gefangene mit dem Schiff mitzunehmen.«

Der Kapitän der »Sucre« antwortete bloß mit einem Schulterzucken.

»Verzeihen Sie. Da sind Sie auf dem Holzweg. Diese Wunde ist nicht von einer Machete«, ließ sich die Stimme von Antonio José Bolívar vernehmen.

Der Bürgermeister drückte wütend sein Taschentuch aus.

»Und du, was weißt du denn?«

»Ich weiß, was ich sehe.«

Der Alte trat näher an die Leiche heran, bückte sich, bewegte ihren Kopf und öffnete die Wunde mit den Fingern.

»Sehen Sie die unterschiedlichen Schnitte? Sehen Sie, wie sie am Kiefer tiefer sind und nach unten hin flacher werden? Sehen Sie, daß es nicht eine Wunde ist, sondern vier?«

»Was zum Teufel willst du damit sagen?«

»Daß es keine Machete mit vier Klingen gibt. Prankenhieb. Das ist der Prankenhieb eines Ozelots. Ein ausgewachsenes Tier hat ihn getötet. Kommen Sie. Riechen Sie.«

Der Bürgermeister wischte sich mit dem Taschentuch über den Nacken.

»Riechen? Ich sehe auch so, daß er verwest.«

»Bücken Sie sich und riechen Sie. Sie brauchen keine Angst vor dem Toten und vor den Würmern zu haben. Riechen Sie: die Kleidung, das Haar, alles.«

Der Dicke überwand den Ekel, bückte sich und schnupperte wie ein ängstlicher Hund, ohne allzu nah heranzugehen.

»Nach was riecht das?« fragte der Alte.

Einige Gaffer näherten sich, um ebenfalls an der Leiche zu schnuppern.

»Ich weiß nicht. Woher soll ich das wissen. Nach Blut, nach Maden«, antwortete der Bürgermeister.

»Es stinkt nach Katzenpisse«, sagte einer von den Gaffern.

»Nach der Pisse eines Katzenweibchens. Eines großen Katzenweibchens«, präziserte der Alte.